



dot  
books

TANJA  
WEKWERTH

# DIE ZEIT DER MAGNOLIEN

ROMAN

Samen der flamingorosa Cosmeen. »Das wäre ein Anfang.«

Elizabeth nickt. »Danke«, sagt sie, und plötzlich weiß sie auch, wo sie einen Blumentopf voll frischer Erde hinstellen wird.

Eine Stunde später schleicht sie schwer beladen die dämmrige Hintertreppe hinauf zum Dachboden. Sie hat einen Stuhl dabei und Ottos Schuhkarton. Wieder springt die Eisentür problemlos auf. Elizabeth geht vorbei an dem steif gewordenen Laken, wie an einem alten Bekannten, an der Kiste mit dem vergessenen Porzellan, dann müht sie sich die Wendeltreppe nach oben und erreicht endlich das Dach, auf dem sie ein optimistischer Morgen bereits zu erwarten scheint. Zufrieden stellt sie Stuhl und Fotokarton ab, läuft ein wenig herum und wagt sich auf allen vieren bis dicht an den Rand des Dachs heran, um in den Hof zu spähen. Vier Spatzen beobachten sie. Angestrengt schaut sie in die Schwindel erregende Tiefe, atmet ein paarmal ein und aus, dann robbt sie zurück, steht auf, und mit Blick auf die sonnenbeschienene Synagoge richtet sie sich ihren neuen Platz her, der ihr wie ein Geschenk des Himmels vorkommt. Hier wird sie versuchen Ottos Geschichte aufzuschreiben, wenn es nicht gerade regnet. Hier wird sie den Cosmeen beim Wachsen zusehen, und hier wird sie ein wenig nachdenken können. Zufrieden setzt sie sich auf den Stuhl, greift nach einem Block, legt ihn sich auf die Knie und beginnt zu schreiben:

»An einem sonnigen Vormittag im April erinnerte das Aufplatzen der Magnolienblüten die gnädige Frau Esther daran, Zucker unter ihr Laken zu streuen, denn sie erhoffte sich davon ...«

Es ist unbequem, so zu schreiben. Elizabeth wird Otto nach einem kleinen Tisch fragen. Sie blickt auf. In ihrem Kopf schwirrt es. Sie hat so viele Schwarz-Weiß-Fotografien gesehen, alle mit ziseliertem Rand, als wären es kostbare kleine Gemälde festgehaltener Momente vergangener Leben, vergangenen Glücks oder Unglücks –hier ein verwackeltes Lächeln an einem Ostseestrand, die Haare vom Wind zerzaust, dort ein ernstes Gesicht beim Fotografieren, Babys auf Eisbärfellen, kleine Jungs in Matrosenanzügen und Schnürstiefeln, fröhliche Sommergesellschaften im Garten.

»Wer ist das? Und das?«, will Elizabeth wissen, und zu oft antwortet Otto kopfschüttelnd: »Ich weiß es nicht mehr.«

## 4

An einem Donnerstag im Frühjahr 1932 eilte eine weiß gekleidete junge Frau durch ihren Garten, gefolgt von einer munteren Schar kläffender brauner Dackel und kleiner blonder Jungen, die mit Kieselsteinen um sich warfen. Weiß-rosa Magnolienblütenblätter wirbelten durch die Luft. Mit einer scheuchenden und dennoch freundlichen Geste schüttelte die Frau ihre zahlreichen Verfolger ab, schickte sie hinaus auf die sonnenbeschienene Wiese und begab sich dann über den Personaleingang, der an der schattigen Nordseite des Hauses lag, in eine große Küche im Souterrain. Wie jeden Donnerstag wurde auch heute der Rabbi zum Mittagessen erwartet, und die Köchin Theresa war gerade dabei, einen großen Karpfen zu häuten.

»Gnädige Frau wünschen?«, fragte sie kurz angebunden, flüchtig aufblickend. Die Herrin kam nicht oft in die Küche. Wenn am Montagmorgen der Speiseplan für die Woche besprochen wurde, bestellte sie ihre Köchin um zehn Uhr in die große Halle. Dort standen am offenen Kamin zwei wuchtige Sessel, in denen die Frauen stets mit konzentrierten Mienen Platz nahmen und gemeinsam berieten, wie viel Kilogramm Kartoffeln, Sellerie und Möhren zu kaufen waren, außerdem grüne Bohnen, gelbe Butterbirnen, Wachteln oder besser Stubenküken? Hühnerleber ... Donnerstags würde es wie immer Fisch geben, denn das war die Leibspeise des Rabbis, und vorletzte Woche hatte er tatsächlich vier Portionen gegessen. Esther Hochburg hatte heimlich mitgezählt. Sie mochte den freundlichen, etwas behäbigen alten Mann, der gern in ihr Haus kam, obwohl es dort nicht besonders genau mit den religiösen Pflichten gehalten wurde und sich christliche Traditionen mit jüdischen vermischten. Zu Pessach wurde zwar Mazze gegessen, doch am 24. Dezember strahlten Weihnachtsbaum und Chanukkaleuchter im Esszimmer um die Wette. ... Suppenmandeln, Makrelen und Karpfen, Salzgurken. Am Samstagabend wurden fünfzehn Gäste zum Essen erwartet und am Dienstag die Damen vom Lesezirkel zum Tee. Zimtbiskuit, brauner Kandis, Pralinen von Sawade (Unter den Linden, Hausnummer 19). Theresa notierte sich alles säuberlich in ihr Heft, bekam Geld und eilte davon, weil es so viel zu erledigen gab in diesem großen Haus, in dem es manchmal zuging wie in einem Taubenschlag.

Nun stand Esther Hochburg in der Küche und blickte sich suchend um.

»Ich brauche Zucker«, sagte sie leicht errötend.

»Möchten Sie Kaffee trinken?«, fragte Theresa unwirsch und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Der Fisch lag gehäutet und entgrätet auf dem Tisch, daneben warteten zwei lange Stängel Sellerie darauf, zerschnitten zu werden.

»Aber nein«, antwortete Esther ungeduldig. »Ich möchte einfach ein wenig Zucker haben.« Da stand sie in ihrer eigenen Küche und bat wie ein Kind um Zucker.

»Würfelzucker?«, fragte Theresa, und Esther begann zu lachen.

»Gott bewahre. Ein Päckchen weißen Zucker, bitte!«

Es wurde ihr ausgehändigt, und mit einem kurzen Gruß verließ sie die Küche, stieg eine Eichenholzterrasse hinauf in den zweiten Stock und ging über einen getäfelten Flur in ihr sonniges Schlafzimmer. Von hier aus hatte sie einen schönen Blick über den Garten.

»Was will die Gnädige bloß mit dem ganzen Zucker?«, murmelte die Köchin in der Küche und rieb verbissen eine große Zwiebel.

Esther stand am Fenster und beobachtete, wie ihr ältester Sohn Fritz gerade versuchte die Dackeldame Daisy in den Goldfischeich zu werfen, was ihm nicht gelang. Das Tier entwand sich mit einer geschickten Drehung seinem Griff, sodass er beinahe selbst ins Wasser gefallen wäre, doch er fing sich, lachte laut, dann ging die wilde Verfolgungsjagd weiter, bis Kind und Dackel im Rosengarten verschwunden waren. Wo waren die anderen Jungen? Abi, Max?

Hastig schlug Esther die Federdecken ihres Bettes zurück, zerrte an straff gezogenen blütenweißen Laken, die viele Arbeitsgänge hinter sich hatten, gewaschen, gebleicht, gestärkt und gemangelt worden waren. Sie hob einen baumwollenen Matratzenschoner in die Höhe und ließ den gesamten Inhalt des Zuckerpäckchens auf die Matratze rieseln. Zweihundertfünfzig Gramm, das müsste reichen, um ein Mädchen zu empfangen. An der Seite spürte sie einen ziehenden Schmerz, wie immer, wenn ihre »goldene Stunde« nahte. So nannte es der alte Hausarzt. Was genau er damit meinte, wusste Esther nicht, nur dass es etwas Natürliches zu sein schien und mit den dunklen, mysteriösen Geschehnissen zusammenhing, die über ihren Körper hereinbrachen, die ihr stets ein wenig peinlich waren und auf die sie keinen Einfluss hatte. Harte, murmelartige Gebilde waren eines Tages aus ihr herausgesprossen, hatten lange wie entzündete Mückenstiche ausgesehen und sich schließlich zu runden, lästigen Brüsten entwickelt. Dann war das Blut gekommen, Schmerz und Scham. Ekelhafte Flüssigkeiten sickerten seitdem aus ihren Körperöffnungen, bis dann nach ihrer Eheschließung Jahr für Jahr ganze Babys, besudelt, laut kreischend, daraus hervorkamen, sich erbarmungslos voranschoben, um ihren Weg ins Leben um jeden Preis zu finden, egal, wie laut Esther auch schrie, flehte und fluchte, egal, wie zerrissen und missbraucht sie sich fühlte. Sie konnte nicht fassen, dass diese verschmierten Babys, die aussahen, als hätte sie soeben ein ganzes pulsierendes, blutendes Organ ausgestoßen, dass diese brutalen kleinen Stammhalter, sobald sie gebadet, gepudert und in weiße Spitze gekleidet waren, sich in wonnige, unschuldige Engelchen verwandelten, die mit dem widerwärtigen Stoßen und Fließen in dunkler Nacht und mit dem veränderten Wesen des stöhnenden Ehemannes, der doch tagsüber so ein aufmerksamer, freundlicher Mensch war, gar nichts zu tun haben konnten, so rein und heilig sahen sie aus, wenn der Kampf vorüber war.

Esther strich die Laken wieder glatt und ging leise ins gegenüberliegende Kinderzimmer. Gabriel, gerade vier Monate alt, lag satt und zufrieden an der prallen blau geäderten Brust seiner Amme. Ein schmales Rinnsal Milch floss über seine Wange. Mit einem Tuch wischte es die Amme fort. Ein Bild voller Zärtlichkeit. Esther fühlte sich wie ein Eindringling. Kurz neidete sie der Amme die Nähe zu dem Säugling, doch schon war es wieder vorüber, als der Kleine zu jammern begann und einen beachtlichen Schwall Milch erbrach. Die Amme schüttelte lächelnd den Kopf, murmelte »kleiner Gierschlund«, legte

sich mit gekonntem Griff das Kind über die Schulter und gab beruhigende gurrende Laute von sich. Unbemerkt zog sich Esther zurück und schlich über den Korridor in Richtung Treppe. Aus der Tiefe des Hauses kam ein Geruch von gekochtem Fisch, den sie unangenehm fand. Eilig ging sie wieder in den Garten. Von den Jungen war nichts zu sehen. Suchend blickte sie sich um. Aus weiter Ferne hörte sie das vorwurfsvolle Rufen des Kindermädchens. Esther begab sich in die entgegengesetzte Richtung, der Ruhe entgegen. Ihre Finger strichen über die Muster der Birkenstämme, hart und rau fühlte sich das Schwarz an und geschmeidig und kühl das Weiß, grob das eine, elegant das andere.

Zwei junge Gärtnerburschen waren gerade dabei, Steintröge und Kübel ins Freie zu schleppen. Geranien, Fuchsien und Lobelien wurden in Kübeln um eine mit Stiefmütterchen bepflanzte Sonnenuhr platziert. Esther hörte Stimmen, das lautstarke Kreischen kleiner Jungen kam näher, Dackel bellten. »Daisy, Daisy!«, brüllte Fritz, und seine Mutter raffte augenblicklich ihren Rock und eilte an erstaunten Gärtnern und gewässerten Töpfen vorüber, streifte einen Buchsbaum und verschwand in fliegender Hast über den knirschenden Kiesweg, der sich über sattgrüne Rasenhügel wand wie eine übermütige weiß glitzernde Schlange im Morgentau. Außer Atem erreichte Esther den Obst- und Küchengarten, fand sich heftig schnaufend zwischen Salbeibüschen und jungen Apfelbäumen wieder. Sie ging in die Hocke, zerrieb ein Minzeblatt zwischen den Fingern, und während sie daran schnupperte, dachte sie, wie wundervoll es wäre, nur noch ein einziges Mal ein Kind – ein weibliches, wie ihr Mann und seine Mutter es so sehr wünschten – unter dem Herzen tragen zu müssen und dann nie wieder, und wie klug es wäre, wenn jemand ein Mittel erfinden würde, das die Lust der Ehemänner bremsen und die Fruchtbarkeit der Ehefrauen unterbinden könnte. So wie Aspirin gegen Kopfschmerz wirkt. Ein Segen auf dieser Erde wäre das, doch welcher Mann käme schon auf die Idee, so etwas zu erfinden?

Sie seufzte, und der Geruch der Minze, der noch den ganzen Nachmittag an ihren Händen haften würde, erfüllte sie mit Resignation. Ihr Mann war der stadtbekannteste Zahnarzt Leon Hochburg. In seinem weißen Kittel sah er stets so seriös und Vertrauen erweckend aus, dass sie ihn manchmal fast bitten wollte, den Kittel – auch wenn er oftmals mit kleinen und großen Blutspritzern besprenkelt war, die sich zu hübschen Mustern zusammenfanden – immer anzubehalten, bei Tag und vor allem bei Nacht, denn ein Mann in einem weißen Kittel würde nicht in ihr Schlafzimmer schleichen, wenn es im Haus still und dunkel geworden war, und ihr all die unaussprechlichen Dinge antun, die bisher meistens zur Schwellung ihres Leibes geführt hatten und in langen schmerzvollen Geburten gipfelten.

Wenigstens hatte sie jetzt Zucker unter dem Laken.

»Mutter!«, rief plötzlich jemand dicht hinter ihr, und es klang sehr vorwurfsvoll. Mit einem Aufschrei fuhr Esther in die Höhe, und ihr wurde kurz schwindlig.

»Komm, Mutter, komm!«, rief Fritz ungeduldig und riss an ihrer Hand. »Wir wollen Ball spielen. Komm mit, komm mit!«

Komm mit, komm mit, komm mit, komm mit, es klang wie das schrille Rufen eines Käuzchens. Lachend ahmte Esther es nach, ließ sich von Fritz über den Kiesweg zurück zum Haus ziehen, zu den anderen, den Söhnen, die sie wie aufgereichte Orgelpfeifen

kichernd empfangen, den Dackeln, drei, vier (wo war Daisy?), die winselten und ihre kleinen Schwänze vor lauter unbändiger Wiedersehensfreude so heftig hin und her bewegten, dass ihre glatten Hinterteile mitgerissen wurden, hin und her. Esther lachte, streichelte über Kinder- und Hundeköpfe und hatte nicht bemerkt, dass die Magnolienblüte aus ihrem Haar gefallen war und im Laufe des sonnigen, wolkenlosen Tages auf dem Kiesweg verwelken würde. In der Nacht glaubte Esther den Zucker unter sich knirschen zu hören, ein viertel Kilo würde nicht spurlos in der Matratze versinken. Unzählige winzige Kristalle waren nun dazu verdammt, statt Tee und Vanillepudding zu süßen und über Kuchen zu rieseln, wie es ihre Bestimmung gewesen wäre, unter den Laken der gnädigen Frau für weiblichen Nachwuchs zu sorgen. Wie das gelingen sollte, wusste weder der Zucker noch die schlaflose Esther, die allerdings inständig hoffte, es möge aus irgendeinem zauberhaften Grund dennoch funktionieren.

Eine Scherenschleiferin hatte ihr diesen Rat gegeben. Mit ihrem Bollerwagen voll mit Wetzsteinen und Messern hatte sie am Tor der Familie Hochburg die Glocke gezogen und wie es der Zufall wollte, stand Esther gerade daneben, öffnete, und die beiden Frauen, wie sie gegensätzlicher nicht sein konnten, sahen sich in die Augen. Da sagte die Alte singend: »Scheren schleifen, Messer wetzen, Äxte schärfen, trenn den Faden, schneid das Fleisch, spalt das Holz, Scheren schleifen, Messer wetzen, Äxte schärfen, trenn den Faden ...«

Esther suchte in diesen Worten vergeblich nach einem Reim, doch der merkwürdige Singsang verfehlte seine beschwörende Wirkung dennoch nicht. Sofort ließ sie alle Scheren und Messer aus dem Haus bringen und schickte Leni, das Dienstmädchen, mit der Botschaft nach dem Gärtner, er möge alle Rosen- und Heckenscheren herbringen und die Axt.

»Die Axt, Leni! Auch die Axt!«, rief Esther ihr nach, und als alles zusammengetragen war, hatte die alte Schleiferin für eine Stunde Arbeit. Mit einer silbernen Fünf-Mark-Münze bezahlte Esther sie, und anstatt Wechselgeld herauszugeben, schob die Alte den reichlich bemessenen Lohn hastig unter ihren langen von Rost fleckigen Rock und bedachte Esther mit einem tiefgründigen Blick. Anschließend hob sie einen krummen Zeigefinger in die Luft und sprach: »Wer zur Magnolienblüte auf Zucker schläft, kriegt nur noch Töchter.«

Dann watschelte sie, ohne sich noch einmal umzudrehen, über die breite Linden gesäumte Straße davon. Die Wagenräder knatterten über das Kopfsteinpflaster hinter ihr her. Wie eine Figur aus dem Märchen, ein wenig unheimlich, kam sie Esther vor. Eine dreizehnte Fee? Ohne Eile entfernte sich die Scherenschleiferin von dem großen, efeubewachsenen Haus, vor dem Esther nachdenklich stand, zu ihren Füßen ein Haufen geschärftes Metall.

Sie war noch nicht ganz siebenundzwanzig Jahre alt und hatte bereits genug von den Pflichten einer Ehefrau. Sie konnte nicht begreifen, was für ein Gewese in dieser Welt um das wenige und dennoch schmerzhaft Rein und Raus in ehelichen Betten gemacht wurde. In sechs Jahren hatte Esther vier Kinder zur Welt gebracht, alles Jungen, und sie wusste, dass sie erst ihren Frieden finden würde, wenn sie der Familie Hochburg auch ein Mädchen geboren hätte. Dann erst hätte sie ihre Aufgabe erfüllt, und man würde sie in Ruhe lassen. Die Schwiegermutter drängte bei jedem Treffen und drückte ihr verschwörerisch die Hand.